

# **Leseprobe**

Alexander Huberth

## Das letzte Halleluja

Der zweite Fall für Samson und Leo

2015 Alle Rechte vorbehalten. Verfielfältigungen jeder Art sind nicht gestattet.



# 1

Schuld war Frau Merkel. Sie hatte mich in dieses verdammte Rohr gelockt. Nun starrte sie mich an mit ihren weit aufgerissenen grünen Augen und wich zurück, so sehr ich sie auch lockte.

»Komm, Frau Merkel, miezmiezmiez. Kohommm.«

Doch sie kam nicht. Ums Verrecken nicht. Zwei Tage lang hatte ich das Biest gesucht. Zwei Tage in einem Frühsommer, der so heiß war wie eine läufige Hündin. Warum war ich nur so dämlich gewesen, diesen Auftrag anzunehmen?

»Bitte, Sie müssen Frau Merkel finden«, hatte Gertrud Winterberg am Telefon gesagt. Natürlich kapierte ich zunächst kein Wort und dachte, die arme Alte hat nicht mehr alle Latten am Zaun. Frau Merkel finden, na klar.

»Schalten Sie den Fernseher an«, hatte ich gesagt. »Gleich kommt die Tagesschau.«

Da hatte Gertrud Winterberg, die von ihren Freundinnen Trudi genannt wurde, zu weinen begonnen. Ich kann nicht damit umgehen, wenn Frauen weinen. Unter herzerreißenden Schluchzern erklärte mir Trudi, dass Frau Merkel der Name ihrer Katze war. Sie hatte das bedauernswerte Tier so getauft, weil die Frau Bundeskanzlerin so sympathisch sei. Und ihr Kätzchen, ja, das sei natürlich auch sympathisch, deshalb passe der Name so gut.

Jedenfalls, Frau Merkel war nun schon einen ganzen Tag und eine ganze Nacht verschwunden und Frau Winterberg wollte mich beauftragen, ihren Liebling zu retten.

»Sie sind doch Privatdetektiv, oder?«

»Ja, klar, aber ...«

»Na also. Dann sind Sie jetzt engagiert.«

»Frau Winterberg, ich ...«

»Nennen Sie mich Trudi.«

»Gern, Trudi. Es tut mir leid, aber ich suche nicht nach entlaufenen Katzen, höchstens nach entlaufenen Ehemännern. Verstehen Sie?« Das stimmte nicht ganz, in Notzeiten, wenn so gar kein Auftrag eintrudeln wollte, hatte ich mich – in Einzelfällen, wie ich betonen möchte – schon als Tieraufspürer versucht. Mit wechselndem Erfolg. Doch jetzt, bei dieser Hitze, hatte ich dazu so viel Lust wie ein pubertierender Teenie dazu, sein Zimmer aufzuräumen. »Vielleicht versuchen Sie es mal bei der Katzenhilfe oder im Tierheim«, schlug ich deshalb vor.

»Habe ich schon, aber bei denen gibt es keine Katzendetektive. Ich brauche Sie, Herr Leonardo. Ich darf doch Leonardo sagen? Wenn Sie mir nicht helfen wollen, muss ich davon ausgehen, dass Sie keine Katzen mögen. Das müsste ich meinen Freundinnen erzählen. Die würden dann zu Ihnen kommen und Ihre Fensterscheiben einwerfen, Ihr Auto zerkratzen und all solche Sachen. Ich habe Ihre Adresse, die steht nämlich im Telefonbuch.«

Hilfe, eine militante Rentnerin. Ich kratzte mich ratlos am Hintern.

»Doch, Trudi«, sagte ich, »ich mag Katzen. Ich lebe mit einer zusammen.« Luigi, mein kleiner schwarzer Kater, lag faul auf dem Sofa und dachte darüber nach, wohin er mich morgen früh beißen würde, um mich zu wecken.

»Wie können Sie dann so herzlos sein? War sie schon einmal verschwunden?«

»Ja, war sie.«

»Na also. Dann wissen Sie ja, wie das ist. Wann können Sie kommen? Bitte schnell, es eilt.«

»Wirklich, Trudi, das geht nicht. Ich bin Privatdetektiv. Ich suche nicht nach entlaufenen Tieren. Das wäre auch viel zu teuer.«

»Zu teuer! Junger Mann, ich bitte Sie. Was können Sie schon kosten?«

»Mein Stundensatz liegt bei hundert Euro«, sagte ich und versuchte, dabei überzeugend zu klingen. Ich hatte meine Preise erst vor einer Woche erhöht und kam mir noch immer wie ein Halsabschneider vor.

»Ich zahle das Dreifache. Wie lange brauchen Sie bis zu mir?«

»Geben Sie mir zwanzig Minuten.«

Zwei heiße Tage lang hatte ich die Gegend abgesucht. An Haustüren geklingelt, mir Keller und Garagen öffnen lassen, mich auf dem Boden kriechend vorwärts bewegt. Und mich mit der Polizei auseinandergesetzt.

Die war angerast gekommen, nachdem eine fünfundneunzigjährige Frau sie alarmiert hatte, weil sich in der Gegend »ein mieser Trickdieb« herumtreibe. Der gemeine Kerl gebe sich als Detektiv aus, in Wirklichkeit sei er aber bestimmt ein Verbrecher, der sie um ihr Ersparnis bringen wolle. Man kenne das ja aus dem Fernsehen.

Sie jedoch lasse sich nichts vormachen. Sie habe den Kriminellen quasi auf frischer Tat ertappt und die Polizei könne ihn nun abholen. Denn sie habe ihn im Keller eingesperrt, den Trickdieb.

Das stimmte. Ich hatte mich mit Hilfe meiner Mini-Taschenlampe im Keller nach einem Fenster umgesehen. Doch ich fand nur eine vergitterte Luke und ansonsten jede Menge nutzlosen Krempel. Nun saß ich auf der obersten Kellerstufe im Halbdunkeln und hörte jedes Wort des Telefongesprächs mit. Die Alte hatte die Tür abgeschlossen, während ich im Keller nach Frau Merkel Ausschau hielt.

Endlich erschien die Staatsgewalt und befreite mich aus meinem Gefängnis. Die Polizisten ließen sich Personalausweis und Lizenz zeigen, suchten mich unter den strengen Augen der alten Schachtel sogar nach Waffen ab. Das diente selbstverständlich nur der Show, um etwas Aufregung in den langweiligen Alltag zu bekommen. Und um auf dem Revier etwas erzählen zu können. Einen der Beamten, Klaus, kannte ich noch von meinem kurzen Gastspiel bei der Polizei vor einigen Jahren. Er wusste genau, dass ich kein Trickdieb war. Aber er genoss das Spielchen.

»Was ist nun?«, fragte die alte Schachtel. »Verhaften Sie ihn? Wer weiß, vielleicht ist er gar kein Trickdieb, sondern ein Mörder. Ein bisschen eine fiese Visage hat er ja.«

»Das stimmt, Frau Wilderle. Wir prüfen das noch.«

Der andere Polizist, ein pickliger Jüngling mit viel zu großer Uniform, studierte meine Papiere wie ein Pfarrer die Bibel. »Scheint alles in Ordnung zu sein«, sagte er nach einer Ewigkeit.

»Sicher?«

»Glaub schon, Chef.«

»Lass mal sehen.«

Pickelgesicht überreichte Klaus feierlich meine Unterlagen.

»Mhm«, machte Klaus.

Und dann: »Mhm, mhm, mhm.«

»Und? Ist er ein Mörder?«, fragte die alte Schachtel.

Klaus schüttelte den Kopf. »Nein, ich glaube nicht. Scheint so, als sei der Mann tatsächlich Detektiv.« Er gab Pickelgesicht meine Papiere zurück.

Die alte Schachtel guckte enttäuscht. Sie hätte es gern gesehen, wenn die Beamten mich zu Boden geworfen und in Handschellen gelegt hätten.

»Sind Sie ganz sicher? Wissen Sie, er hat gesagt, er sei Privatdetektiv und suche nach einer Katze. Aber welcher

Privatdetektiv sucht schon nach einer Katze? Also ich habe von so etwas noch nie gehört. Und im Fernsehen hab ich das auch noch nie gesehen. Darum habe ich Sie ja angerufen. Weil mit dem etwas nicht stimmen kann.« Sie warf mir einen bösen Blick zu, als wolle sie mich mit einem Fluch belegen.

»Soso«, sagte Klaus. »Eine Katze sucht er, der Herr Buchfink.« Er biss sich auf die Unterlippe, um nicht loszulachen. »Es ist so, Frau Wilderle: Im Fernsehen sind Detektive immer Helden. Aber im richtigen Leben, da ist das ganz anders. Da werden Detektive höchstens engagiert, um untreue Ehemänner zu überführen. Oder eben, um entlaufene Katzen zu finden. Die wirklich guten Ermittler, die klugen Köpfe, die arbeiten bei der Polizei.«

Die alte Schachtel nickte. »Ja, das leuchtet mir ein. Er sieht ja auch wirklich nicht aus, als sei er der Hellste, nicht wahr?«

Jetzt wurde es mir zu dumm. Ich streckte Pickelgesicht die Hand entgegen. »Kann ich jetzt bitte wieder meine Papiere haben und verschwinden? Ich habe nämlich nicht so viel Zeit wie ihr zwei Pappnasen. Ich werde im Gegensatz zu euch fürs Arbeiten bezahlt, nicht fürs Rumstehen.«

»Nana«, sagte Pickelgesicht und setzte eine wichtige Miene auf. »Nicht unverschämt werden. Wir können auch anders, können wir.«

Klaus stand grinsend daneben.

»Klaus? Würdest du deinem Pampersboy bitte sagen, dass er mir erstens meine Papiere gibt und zweitens die Klappe hält, wenn die Großen was zu klären haben?«

Pickelgesicht wurde ganz rot. Ob vor Aufregung oder Wut konnte ich nicht sagen. »Sie kennen den Kerl, Chef?«

»Flüchtig.«

»Aber ...«

Klaus hob die Hand, Pickelgesicht schwieg. Gut erzogen.

»Weißt du noch, was ich dir beigebracht habe, Marvin? Immer auf Nummer sicher gehen. Ja, ich kenne den Mann. Aber weiß ich, ob er sich nicht mittlerweile verändert hat? So charakterlich oder beruflich? Nein, das weiß ich nicht. Deshalb war es so wichtig, ihn genau unter die Lupe zu nehmen. Wo kommen wir denn da hin, wenn wir vertrauensselig werden, nur weil wir jemanden zu kennen glauben? Na, Marvin, wo kommen wir da hin?«

»In Teufels Küche, Chef?«

»Genau, Marvin. In Teufels Küche. So, und jetzt gib ihm die Papiere. Frau Wilderle, Sie haben absolut richtig gehandelt. Wenn alle Bürger so aufmerksam und umsichtig wären wie Sie, dann gäbe es weitaus weniger Verbrechen.«

Die alte Schachtel strahlte. »Das haben Sie schön gesagt, Herr Kommissar. Wollen Sie ein Stückchen Kuchen und einen Kaffee?«

Der Herr Kommissar, der in Wirklichkeit ein Herr Polizeiobermeister war, lehnte dankend ab. »Sehr liebenswürdig, Frau Wilderle. Aber wir sind im Dienst, nicht wahr?«

»Schade.«

Beim Abschied flüsterte sie Klaus etwas zu, so laut, dass alle es hörten. »Sie sollten Ihrem Mitarbeiter eine gute Anti-Pickel-Lotion schenken. Das hilft bestimmt.«

Mich würdigte sie keines Blickes, als ich das Haus verließ.

Nach diesem entwürdigenden Auftritt zog ich mich für ein Stündchen zurück. An der einige Hundert Meter entfernten Haltestelle der Regionalbahn wartete ein kleiner Kiosk auf Kundschaft. Er bot Zigaretten, Pornohefte und Flachmänner feil. Außerdem Zuckergetränke und Süßigkeiten. Ich kaufte eine Cola und zwei Snickers, setzte mich auf die Haltestellenbank, verzehrte mein Mahl und beobachtete die Bahn, die sich während meines Haltestellenaufenthalts in diese Einöde verirrt hatte.



Nur wenige Menschen stiegen ein und aus. Die meisten wackeren Südbadener saßen entweder zu Hause und fächerten sich Wind zu oder sie lagen im Schwimmbad. Auch Frau Merkel ließ sich nicht blicken. Immerhin flöbte mir der Ausflug an den Schienenstrang neue Energie ein. Ich raffte mich auf, bereit zu neuen Heldentaten, gewappnet für die Suche nach der Katze. Insgeheim fürchtete ich, das Tier irgendwo tot am Straßenrand zu entdecken. Aber das hatte ich Trudi gegenüber nicht erwähnt. Sie hätte es sowieso nicht geglaubt.

»Wissen Sie«, hatte sie gesagt, als ich im Flur ihres Häuschens stand, »ich habe heute schon mit einer Frau telefoniert, die eine Verbindung zu verschwundenen Tieren aufbauen kann. Und die hat gesagt, dass Frau Merkel lebt. Leider war die Verbindung zu schwach, sodass sie nicht sehen konnte, wo genau sie sich befindet.«

»Natürlich«, sagte ich.

»Ja, aber immerhin wissen wir jetzt, dass sie lebt. Vielleicht ist sie verletzt und sendet deshalb nicht so stark. Oder sie versteckt sich irgendwo, wo die Gedanken nicht frei fließen können. Sie wissen schon, so eine Art Funkloch.«

»Klar, ein Funkloch.«

Bevor sie mir noch mehr Katzenmedium-Fantasien antrug, bat ich sie, mir ein Foto ihres geliebten Tieres zu zeigen.

»Abzug oder per Mail?«, fragte sie.

Weil ich mir nicht ernsthaft vorstellen konnte, dass die zwar pfiifige, aber eben doch recht alte Frau mit einem Mailprogramm umgehen konnte, bat ich um einen Abzug. Sie schlurfte zur Schrankwand und kam mit dem Abzug zurück. Genau genommen mit einem Fotoalbum voller Abzüge. Fein säuberlich hatte sie auf jede Seite vier Bilder ihrer Katze gepappt. Sie hatte rötliches Fell und einen unheimlichen Blick. Um ehrlich zu sein: Ich fand Frau Merkel nicht sonderlich attraktiv.

Auch das sagte ich nicht.

Ich entdeckte Frau Merkel schließlich am späten Nachmittag des zweiten Tages, kaum drei Stunden, nachdem ich die Haltestelle wieder verlassen hatte. Mittlerweile zog der Abend auf und mit ihm annähernd erträgliche Temperaturen.

Vor mir lag ein Stück Brachland, das aus unerfindlichen Gründen noch nicht bebaut worden war. Metallgitter lagen zwischen überwucherten Hügeln herum, achtlos weggeworfener Müll und jede Menge Rohre: Plastikrohre, Betonrohre, Metallrohre. Schmale Rohre, breite Rohre, lange Rohre, kurze Rohre. Und noch viel mehr Rohre. Mein untrüglicher Instinkt sagte mir, dass das ein idealer Aufenthaltsort für das Viech war. Ich wusste nur nicht, wie es dort hingekommen sein sollte. Das unwirtliche Stückchen Erde lag jenseits einer vielbefahrenen vierspurigen Bundesstraße, die die Gegend teilte, etwa so wie Südkorea und Nordkorea. Und es war mindestens zwei Kilometer vom heimatlichen Fressnapf entfernt. Für kastrierte, verwöhnte Kätzinnen eine beachtliche Distanz.

Ich rannte über die Straße, ignorierte das Hupen erschrockener Autofahrer und versprach mir selbst, höchstens ein paar Rohre zu inspizieren und dann Feierabend zu machen. Danach bekäme Frau Merkel noch einen Tag Zeit, sich von mir finden zu lassen. Ansonsten müsste ich Trudi leider sagen, dass sie nur noch auf ein Wunder hoffen durfte.

Ich schlich also um Glasscherben und gebrauchte Kondome herum, fragte mich, wer um alles in der Welt an diesem gottverlassenen Ort den fleischlichen Freuden frönte, achtete darauf, keiner Ratte zu begegnen und lauschte, ob ich außer dem rauschenden Straßenverkehr noch etwas anderes hörte. Zum Beispiel das frohlockende Miauen einer Miezkatze. Vergeblich.

Zwanzig Minuten war ich durch die Vorstadtwildnis gestreift und hatte außer dicken Käfern und einer in der Abendsonne dösenden Eidechse nichts gefunden. Es war nicht einfach, in diesem Irrgarten von Hügeln und Gestrüpp die Übersicht zu behalten. Sah ja alles gleich aus. War ich dort vorne links schon gewesen? Oder da hinten rechts? Keine Ahnung.

Während ich darüber nachdachte, durchzuckte mich ein Gedankenblitz. Und der ging so: Zeit, abzuhauen und ein Feierabendbier zu trinken.

In diesem Augenblick drang ein klägliches Miauen an mein Ohr. Es war laut genug, dass kein Zweifel bestehen konnte. Das war kein Bellen, kein Grunzen, kein Muhen, kein Mähen, kein Blöken, kein Röhren, kein Zirpen. Sondern ein Miauen.

Nach diesen schrecklichen zwei Tagen meinte es das Leben gut mit mir: Ich musste nicht zwischen Dutzenden Rohren herumkriechen, um das Miauen zu orten. Das Katzengejammer tönnte aus dem verrosteten Eisenrohr neben mir, dem einzigen im Umkreis von dreißig Metern.

»Frau Merkel? Bist du das?« Mit der linken Hand zog ich das Foto aus der Hosentasche, mit der rechten einige Katzenleckerli. Ich schlich zu dem Rohr. Bloß nicht das arme Tier erschrecken. »Frau Merkel ... kohomm ...«

Sie kam nicht.

Ächzend legte ich mich auf den Boden und guckte in die Rohröffnung. Zwei grüne Augen starrten mich an. Zwar konnte ich die Fellfarbe nicht erkennen, aber der Blick gehörte eindeutig zu Frau Merkel. Ein bisschen ängstlich zwar, aber verschlagen. Ich warf ihr ein Leckerli zu, es rollte vor ihre Füße. Sie fraß es. Ich warf ihr noch eines zu, diesmal nicht ganz so weit. Sie machte ein paar Schritte in meine Richtung, fraß es und zog sich wieder zurück. Blödes Vieh. So ging das einige Male hin und her, bis ich kein Leckerli mehr hatte. Frau Merkel saß noch immer im Rohr.

Trudi musste her. Ich rief sie an und verkündete die frohe Botschaft. Außerdem bat ich sie, zu mir zu kommen, am besten mit dem Auto.

»Ich habe kein Auto.«

»Dann mit dem Fahrrad.«

»Ich habe kein Fahrrad. Ich fahre immer Taxi.«

»Dann eben mit dem Taxi, aber bitte beeilen Sie sich. Vielleicht kommt Frau Merkel raus, wenn Sie sie erkennt. Außerdem brauche ich einen Katzenkorb.«

Ich erklärte ihr den Weg und sie versprach, sich zu sputen. Zum Abschied gab sie mir den Tipp, Frau Merkel mit einer Schnur zu locken. »Auf Schnüre reagiert sie sehr stark. Sie rennt hinterher und will sie zerfetzen.«

»Woher soll ich bitte eine Schnur nehmen?«

»Aus Ihren Schuhen? Ich habe genau gesehen, dass Sie Turnschuhe tragen. Ich persönlich finde diese aktuelle Turnschuhmode ja nicht sehr ansehnlich. Aber immerhin haben die Dinger Schnürsenkel, falls Ihnen das noch nicht aufgefallen ist, Herr Leonardo-Meisterdetektiv.«

Damit legte sie auf.

Mit einem Seufzer ging ich wieder in die Knie, öffnete meinen Schuh und zerrte an meinem Schnürsenkel. Ich hatte ihn fast herausgezogen, als aus dem Rohr ein seltsames Geräusch ertönte. Sekundenbruchteile später flog etwas Rötliches heran und verbiss sich in den Schnürsenkel sowie den Daumen meiner rechten Hand.

Ich schrie auf und wollte das Biest wegzerren, aber es ließ nicht los. Stattdessen knurrte es wie ein Hund und schüttelte den Kopf wild hin und her. Ich wusste, es gab Menschen, die glaubten, im falschen Körper geboren zu sein. Mit Schniedel und allem Drum und Dran, dabei fühlten sie sich als Frau. Von einer Katze, die eigentlich ein Hund sein wollte, hatte ich aber noch nie gehört.

Verzweifelt und unter Schmerzen versuchte ich, meinen Daumen zu retten. Doch wenn Frau Merkel sich mal

entschieden hatte, sich auf etwas zu stürzen, ließ sie nicht mehr los. »Scheiße, du Mistvieh, lass los«, brüllte ich.

Doch auf diesem Ohr war Frau Merkel taub. Selbst das Klingeln meines Telefons ignorierte sie. Ich auch, bis mir einfiel, dass wahrscheinlich Trudi anrief, weil sie mich nicht fand. Ich brauchte sie aber dringend. Unter Verrenkungen kramte ich mein Handy hervor und drückte auf den grünen Knopf.

»Trudi? Sie müssen mir helfen.«

»Wer ist Trudi?«, fragte eine männliche Stimme.

Johann, mein bester Freund. Und Kriminalhauptkommissar.

»Nicht so wichtig. Ich habe gerade keine Zeit. Also, was willst du?«

»Fragen, ob du Hilfe brauchst bei der Katzensuche. Vielleicht könnte ich eine Hundertschaft auftreiben, die die Umgebung absucht.«

»Na toll, Klaus hat dich besucht.«

»Hat er. Die gesamte Polizeidirektion weiß Bescheid.«

»Schön für euch. Aber ich habe zu tun.« Ich drückte ihn weg und fluchte vor mich hin. Die doofe Katze hing immer noch an mir. Ihre spitzen Zähne bohrten sich in meinen Daumen.

Mit der freien Hand fummelte ich den Rest des Schnürsenkels aus dem Schuh und ließ ihn durch die Luft sausen. Sofort ließ Frau Merkel meinen Daumen los und stürzte sich auf die Schnur. Dass ich blutete wie Sau, nahm sie nicht einmal zur Kenntnis, die blöde Kuh.

Das Telefon klingelte schon wieder. Diesmal sah ich aufs Display. Wieder nicht Trudi, sondern Alex, ein verkommener Rechtsanwalt und Auftraggeber, der mich mit seinen Jobs über Wasser hielt. Ich nahm den Anruf an. »Was willst du?«

»Dir auch einen schönen Abend, mein lieber Leo. Und, wie geht es dir? Bist du noch auf Katzensuche?«

Woher wusste er das?

»Woher weißt du das?«

»Kontakte. Informationen sind in meinem Geschäft die härteste Währung.« An solche Sprüche glaubte Alex tatsächlich.

»Aber deswegen rufe ich nicht an. Ich möchte dir einen Job anbieten. Falls du abkömmlich bist und nicht von deiner kleinen Muschi in Beschlag genommen wirst.«

»Die kleine Muschi heißt Frau Merkel und ich habe den Fall bereits gelöst. Zu aller Zufriedenheit.« Ich betrachtete meinen verletzten Daumen.

»Das ist schön. Meinst du, wir können uns heute noch treffen?«

»Auf keinen Fall. Ich muss duschen, Luigi füttern, was essen, drei Bier trinken und ins Bett fallen.«

»Verstehe. Vorschlag zur Güte: Du duschst, fütterst deinen Kater, kommst zu uns nach Hause, wo ich den Grill anwerfe, dir so viel Bier spendiere, wie du willst, später zahle ich das Taxi für die Heimfahrt. Ellen hat sogar schon ihren berühmten Kartoffelsalat zubereitet.«

Den mochte ich tatsächlich. Ellen mochte ich auch, sie war Alex' Frau. Niemand wusste, wie der kleine, kugelrunde, faule Alex an eine kluge Schönheit wie Ellen geraten konnte. Er wusste es selbst nicht.

Ich dachte nach. »Wird Ellen eins ihrer scharfen Sommerkleidchen tragen?«

»Ellen, Leo will wissen, ob du eins deiner scharfen Sommerkleidchen tragen wirst.«

Er machte eine kurze Pause. »Sie sagt, dass sie alles trägt, was du willst.«

»Okay, in dem Fall komme ich. Kann aber ein bisschen dauern.« Ich warf einen Blick auf Frau Merkel, die einen großen Teil meines Schnürsenkels bereits zerfetzt hatte. »Ich muss noch ... ein paar Formalitäten erledigen.«

## 2

Alex wohnte in einem Dorf, ein paar Kilometer außerhalb der Stadt. Dort hatten er und Ellen das Haus ihrer Eltern bezogen, nachdem diese gestorben waren. Es war ein großes Haus, das Alex allein mit seinen juristischen Fähigkeiten niemals hätte bezahlen können. Ganz anders als Ellens verschiedener Herr Papa. Der war Richter gewesen, schließlich Direktor am Landgericht. Ein hoher Beamter mit üppigen Bezügen, die für einen Swimmingpool im Garten gereicht hatten.

Der gammelte nun in der Abendsonne vor sich hin; die Strahlen spiegelten sich in den sanften Wellen, nur durchbrochen vom Dreck, der an der Oberfläche schwamm.

»Wann hast du den Pool zum letzten Mal gereinigt?«

Alex zuckte mit den Schultern. »Kommt mir vor, als wäre es erst gestern gewesen. Kann aber nicht sein, oder?«

»Sieht nicht so aus. Ob ich mal Ellen fragen soll?«

Alex warf mir einen grimmigen Blick zu. »Wage es nicht. Sie liegt mir schon seit Monaten in den Ohren, dass ich das Ding saubermachen soll. Als ob ich für so etwas Zeit hätte. Ich meine, ich bin Anwalt. Hüter der Gerechtigkeit. Ich kann mein wertvolles Dasein nicht damit verschwenden, ein Schwimmbecken zu putzen. Da habe ich nun wirklich Wichtigeres zu tun. Apropos: Prost!«

Wir stießen an. Es war bereits das fünfte Bier. Ich war nicht mehr ganz nüchtern, obwohl ich ein halbes Schwein und einen Berg Kartoffelsalat vertilgt hatte. Grundlagen sollten also vorhanden sein. Ellen, die wie versprochen ein rattenscharfes Sommerkleidchen trug, war eben erst im Haus verschwunden. Alex hatte ihr gesagt, dass er mit mir

Geschäftliches zu besprechen habe, das sie garantiert langweilen würde.

»Du meinst, das wird noch langweiliger als euer Gerede über Fußball?«

»Viel langweiliger.«

»Okay. Ich schaue mal nach Julius.«

Julius war der Sohn der beiden. Fünf Jahre alt, übergewichtig, rothaarig, vorlaut und wehleidig. Ich hatte im Allgemeinen nichts gegen Blagen einzuwenden, aber Julius war der geborene Unsympath. Auch Alex konnte ihn nicht leiden. Das würde er nie zugeben, aber ich hatte schon oft seinen Blick gesehen, wenn sein unsympathischer Sohn nach Aufmerksamkeit, Gummibärchen oder einer Familienpackung Eis verlangt hatte.

Alex hatte mir den Gefallen getan, die Raubtierfütterung vorzuziehen und Julius mit gegrilltem Fleisch vollzustopfen, bevor ich das traute Heim betrat. Als ich endlich frisch geduscht ankam, war der kleine Racker schon verschwunden. Vermutlich saß er in seinem Zimmer, spielte irgendwelche Computerspiele, guckte Fernsehen und fraß eine Partydose Chips. Inklusive Verpackung. Ganz der Papa. Armes Kind. Ich konnte den Jungen trotzdem nicht leiden.

Ich schüttelte den Gedanken an den Mini-Terroristen ab, trank mein Bier aus und rülpste herzhaft.

»Noch eins?«, fragte Alex.

»Was soll die blöde Frage?«

Er fischte eine Flasche aus der Kühlbox, die er neben sich abgestellt hatte, und reichte sie mir. Er nahm sich ebenfalls eine Pulle und trank sie auf einen Zug zur Hälfte aus. Ich konnte förmlich sehen, wie sein Bauch answoll. Alex erzählte immer, dass er keine Ahnung habe, warum er so dick war. Er esse wie ein Spatz und fast nur gesunde Sachen. Für ihn war ein Big Mac gesund, weil Gürkchen zwischen all dem anderen Zeugs versteckt waren. Und



Pommes frites setzte er mit Kartoffeln gleich. Vor allem aber konnte er problemlos an einem Abend acht Halbe trinken. Trotzdem wunderte er sich, dass sein Bauch so prall und groß war wie einer dieser Gymnastikbälle, auf denen Menschen mit Rückenschmerzen versuchen, ihr Leiden in den Griff zu bekommen.

Außerdem war er kaum größer als Napoleon. Alles in allem hatte Alex eine frappierende Ähnlichkeit mit Dirk Bach, Gott hab ihn selig. Allerdings war er nicht annähernd so lustig.

Jetzt setzte er eine besonders ernste Miene auf.

»Ich habe einen Job für dich. Allerdings ziemlich anspruchsvoll, ich bin also nicht sicher, ob du wirklich dafür geeignet bist.«

»Warum sitze ich dann hier?«

Alex machte eine wegwerfende Handbewegung. »Weil du der einzige Privatdetektiv bist, den ich kenne. Jedenfalls der einzige, den ich bezahlen kann. Beziehungsweise, den meine Mandanten bezahlen können.«

Alex' Mandanten schwammen nicht gerade im Geld. Kleine Ganoven, die meisten waren wegen Körperverletzung angeklagt, manche auch wegen Raubs und ähnlich grundsoliden handwerklichen Tätigkeiten. Geld besaßen die wenigsten. Oder sie gaben es nicht zu. Das Ergebnis war dasselbe: Alex bekam einen Hungerlohn. Und ich auch, wenn er mich mal wieder beauftragte, die Unschuld eines seiner Schäfchen zu beweisen.

Wir hatten selten Erfolg. Das lag weniger daran, dass ich ein bestenfalls mittelpträglicher Detektiv war. Es lag nicht einmal an Alex, diesem lausigen Anwalt. Schuld waren die Mandanten selbst, diese kriminellen, dummen und vor allem schuldigen Vollpfosten. So einfach war das.

Die Sonne war untergegangen, ein Windhauch streichelte meinen geplagten Körper. Ich lehnte mich

zurück ins weiche Polster des Gartenstuhls. »Also, was willst du? Hast du wieder einen besonders unschuldigen Mandanten? Einen, der niemals auf die Idee käme, alte Frauen auszurauben?«

Alex sah mich an. »Ich weiß genau, was du jetzt denkst. Aber ja: Diesmal glaube ich wirklich, dass mein Mandant unschuldig ist.«

Er griff nach seinem Smartphone, das neben seinem Teller lag und wie durch ein Wunder keinen Fettspritzer abbekommen hatte. Mit seinen Wurstfingern tippte und wischte er darauf herum, seine Zungenspitze hing aus dem Mundwinkel. »Wo hab ich es denn? Ah, da ist es.«

Er warf mir das Telefon zu. »Guckst du.«

Ich guckte. Auf dem Display leuchtete ein Foto auf, das eine Frau zeigte. Sie lag auf einem dunklen Holzboden, am Leib trug sie einen roten BH, einen roten Slip und rote Blutspuren.

»Sieht tot aus«, sagte ich.

»Ist tot«, sagte Alex.